

Das Ernteleben in Südafrika.

Töchter zu Lehrern und Lehrerinnen erziehen. Sein ältester Sohn studierte sogar in England Medizin und wurde später dahier von der englischen Regierung als praktischer Arzt angestellt. Du kennst ja unsere Laurentia, die schwarze Lehrerin, die ebenfalls Englisch spricht und schon als halberwachsenes Mädchen in der Schule stand; sie ist die Tochter meines Freundes Nembula. Die Knaben des Doktors aber, der leider allzu früh starb, sind in eurer Missionschule.

Eines Tages aber sprach zu mir Nembula, der damals schon ziemlich auf Jahren war, folgende höchst merkwürdige Worte, die später wesentlich zu meiner Belehrung beitrugen: „Duma“, sagte er, „ich habe viele Bücher gelesen, und habe oft und oft nachgedacht über den wahren Glauben. Du weißt, ich bin Christ; allein es gibt bei uns verschiedene Bekenntnisse, die ich dir

liebevoll ihn der liebe Gott nach so langer Wanderung in der Schoß der heiligen katholischen Kirche geführt. Zuletzt rannen zwei große Tränen über seine runzligen Wangen, die er altafrikanischer Gewohnheit gemäß, mit seinem beinernen Schnupföffelchen auffing und in die Luft warf. — „Inkojazana“, begann er nach einer Weile, „weißt du, was meinen alten Augen diese Tränen entlockt? Es ist der Gedanke an die unendliche Güte und Erbarmung Gottes, die mich so wunderbare Wege geführt und mich in meinen alten Tagen noch die Wahrheit erkennen ließ. Nembula aber, mein edler, treuer Freund, mußte sterben, ohne dieses Glückes ganz und voll teilhaftig geworden zu sein. Er starb als Protestant; doch, wie ich heute die Sache ansehe, so war er dem Herzen und der Gesinnung nach Katholik, und seine Kinder und Kindeskinde sind nun der über-



Die fünf Vokale.

unmöglich alle beschreiben kann, weil du mich als Heide doch nicht verstehen würdest. Nur das Eine sage ich dir, daß mir darunter namentlich eine ibandhla (Gesellschaft) aufgefallen ist, und das ist die ibandhla lama-Roma (katholische Kirche). Diese ist groß und mächtig, und ich sage dir, wenn ich Gelegenheit hätte, einen ihrer Missionäre zu treffen, ich würde ihr sofort beitreten, denn sie ist im Besitze der Wahrheit. . . . Duma, du hast dich bisher stets geweigert, ein Christ zu werden; dein Herz blieb trotz all meines Zuredens kalt, jetzt aber sage ich dir: sollten einmal Missionäre jener ibandhla lama-Roma ins Land kommen, dann, Freund, zögere nicht länger, geh' zu ihnen, öffne der Wahrheit dein Herz und werde ihr Jünger!“ — So sagte damals Nembula, mein treuer Freund; ich aber verschloß die Rede in meinem Herzen und dachte im stillen oft darüber nach.

Der gute Alte war tief ergriffen. Es stiegen alte Erinnerungen in ihm auf, er erkannte neuerdings, wie wahr damals sein Freund gesprochen, und wie

wiegenden Mehrzahl nach alle Mitglieder der Einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche.“

Hier verabschiedete ich mich rasch. Leonhard begann zu husten und wickelte sich fröstelnd in seine Decke. „Lebe wohl, guter Großvater, morgen, so Gott will, werde ich dich wieder besuchen!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Ernteleben in Südafrika.

Von Dr. Maximilian Fröhlich.

Reichenau. — „Erntezeit“, wie viel herrliche Erinnerungen ruft doch dieses eine Wort in meiner Seele wach! War es mir doch draußen, in der lieben Heimat, jedesmal eine wahre Herzenslust, wenn alljährlich die Ernte kam. Schon beim ersten Morgengrauen wurde es da lebendig im ganzen Dorfe, aus allen Höfen erklang das Dengeln der Sicheln und Senen, und bald darauf zogen die Schnitter unter Singen und Jauchzen hinaus in die reifen, wogenden Getreidefelder. Später, sobald die Sonne etwas höher am

blauen Firmamente stieg, kamen dann die Knechte und Fuhrleute unter lustigem Peitschengeknall mit ihren Wagen heraus, beluden sie haushoch mit den schweren, goldenen Garben und lenkten hierauf das hohe, schwankende Gefährt mit mutigen, starken Rossen wieder dem Dorfe zu. Wahrhaftig, da beneidete ich keinen Städter um sein „feines“ Leben im engen, staubigen Raum, im Gegenteil, ich fühlte mich frei wie ein König in Gottes herrlicher Natur. Davon allerdings hatte ich keine Ahnung, daß ich wenige Jahre später das Ernteleben im fernen Süden des dunkeln Erdteils mitmachen würde. Wohl fand ich da in gewisser Beziehung wieder dasselbe Bild, doch mit mannigfachen Variationen, wie es eben das afrikanische Klima mit sich bringt. Ich will es versuchen, im Nachstehenden eine kleine Skizze davon zu entwerfen:

Es war gerade am letzten Tag des vorigen Jahres, als ich in Mariannhill von meinen verehrten Obern den Auftrag bekam, nach Reichenau zu gehen, um daselbst bei den Erntearbeiten auszuweichen. Bekanntlich fällt in Südafrika die Weizen- und Roggenernte in die Monate Dezember und Januar. Mein Känzchen war bald geschnürt; ein leichtes Wägelchen brachte mich schon um drei Uhr morgens nach Pinetown. Von da ging es mit der Bahn über Pieter-Maritzburg nach Donnybrook, von wo ich nur noch ein halbes Stündchen nach unserer Missionsstation Revelaer hatte. Kurz nach 2 Uhr nachmittags war ich dort. Doch wie sollte ich von hier nach Reichenau kommen? Die Entfernung betrug etwa noch 5 bis 6 Stunden zu Fuß. Doch Bruder Jintan, Schaffner in Reichenau, hatte schon Vorfrage getroffen, indem er mir bis Revelaer ein flinkes, munteres Kößlein entgegen geschickt hatte. Da ich von früher her des Reitens nicht ganz unkundig war, befand ich mich nach einem flotten Ritte von etwa drei Stunden schon in der Nähe von Reichenau.

Die reiche Au, wie diese älteste unserer Missionsstationen von ihrem Gründer, Abt Franz, genannt wurde, war mir nicht mehr fremde. Zum erstenmal war ich an Ostern 1908 mit Bruder Abellinus von Mariatal aus dorthin gekommen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich von der nächsten Höhe aus plötzlich der prächtig gelegenen Station ansichtig wurde! Mit wahrem Entzücken schweifte mein Auge über die herrliche Talebene mit den vielen grünen Saatsfeldern. Vor mir lag die Station selbst mit der neuen, aus grauweißem Sandstein erbauten Kirche, und dem schlanken, gotischen Turme, der Mühle, den Schulen, der Brüder- und Schwesterwohnung usw. Zu meiner Rechten stieg der hohe Mahagua auf, während die stolze Kette der Drakensberge in weitem Bogen von Ost nach West den denkbar prächtigsten Hintergrund bildete.

Mitten durch die fruchtbare Ebene aber zog sich, einem glänzenden Silberbade ähnlich, der Poletasfluß. Er entspringt droben in den Drakensbergen, kommt zunächst bei unserer Farm Josephsheim vorbei und nähert sich sodann in den wunderbarsten Windungen und Serpentinien dem eigentlichen Reichenau. Es ist, als wolle er sich jedes einzelne Ackerland und jede Wiese in nächster Nähe ansehen und als bange es ihm ordentlich vor der Tiefe, in die er ein Viertelstündchen später bei unserer Mühle in jähem Sturze hinabfällt. Dort, wo er das wohlbestellte Ackerfeld verläßt, zieht sich ein junger, kräftig aufsprossender Eichenwald hin; der Poleta läßt es sich nicht nehmen, denselben rings zu umsäumen, indem er durch eine

scharfe Biegung plötzlich eine ganz entgegengesetzte Richtung nimmt. Am Walde rande macht er neuerdings eine Krümmung und eilt sodann durch eine förmliche Allee mächtiger Trauerweiden, deren zarte Zweige bis in die hellen Fluten niederreichen und traulich mit den Wellen spielen. Hier führt eine für Fußgänger bestimmte Drahtseilbrücke hinüber zur stillen Einsiedelei unseres Bruders Alto. Der rüstige Greis ist hier mit der Pflege junger Waldbäume beschäftigt und ein ganzes Wäldchen hochaufragender Eukalyptusbäume, zwischen denen seine Hütte versteckt ist, legt Zeugnis ab für den Fleiß und das Talent des guten Bruders. Linker Hand grenzt hier der Fluß an einen von unsern Schwestern und Schulkinder gar fleißig bestellten Gemüse- und Obstgarten, in dem sich auch einige schmucke Weinlauben befinden, gibt dann später einen Teil seines Wassers in einen Kanal ab zum Triebwerk der nahen Mühle und der Dreschmaschine, eilt durch die von unsern Brüdern erbaute 99 Fuß lange Brücke und stürzt sich dann plötzlich unter ohrenbetäubendem Getöse über eine 42 Fuß hohe Felswand hinunter. Drunten schäumt und kocht er zwischen kolossalen Felsblöcken in wahrer Zorneswut und nimmt dann seinen Lauf durch verschiedene Wiesengründe, bis er nach etwa drei Stunden seine Wasser mit denen des Umzimkulu vereint.

Damals war es, wie gesagt, Ostern, diesmal aber kam ich kurz nach Weihnachten und die Ernte war schon in vollem Gange. Welch' ein buntes, interessantes Bild bot sich mir da! Fast alle Inassen der ganzen Missionsstation: Brüder und Schwestern, die schwarzen Schulkinder und Arbeiter, alles war draußen auf dem Felde. Da fährt zunächst ein Bruder mit seiner Getreide-Mähmaschine auf und ab. Den Kopf muß er beständig etwas auf die Seite halten, damit ihm nicht die Fangrechen zu nahe kommen, die das Getreide auf die eine Seite legen. Hinter der Maschine her sind unter der Aufsicht von Missions-schwestern die verschiedenen Abteilungen unserer munteren Schuljugend, sowie die Marienhausmädchen, welche mit großer Gewandtheit die Schwaden zu Garben sammeln und binden. Da heißt's die Hände rühren! Denn schon stehen etliche Wagen da — jeder mit 10 bis 12 Ochsen bespannt — und dunkelfarbige Eulus beginnen kunstgerecht Garbe auf Garbe zu laden, bis der Wagen in seiner ganzen imposanten Fülle dasteht, worauf ihn wieder andere schwarze Arbeiter nach Hause fahren. Uebrigens beteiligen sich auch Brüder am großen gemeinsamen Werk. Wen sehe ich denn dort oben auf dem großen, schwerbeladenen Wagen? Wahrhaftig, das ist Bruder Winfried, mein ehemaliger Mitnovize. Er ist seines Zeichens ein Schmied, und Hammer und Amboß können Zeugnis ablegen von seiner nervigen Faust. Heute aber hat es ihn nicht mehr in seiner ruhigen Schmiede gelitten; er hat das Feuer ausgelöscht und ist mit herausgeißelt ins sonnige Erntefeld, und wo er angreift, sieht und fühlt man, daß er's mit Schmiedefäusten tut.

Inzwischen aber furt und wettet zu Hause die Dreschmaschine. Sie wird, wie oben angedeutet, durch Wasserkraft in Gang gesetzt, und drischt und reinigt das Getreide zu gleicher Zeit. Die Arbeit wird von einem umsichtigen Bruder überwacht, der bald da, bald dort helfend eingreift.

Wäre alles flott vorangegangen, so wären wir in kaum drei Wochen mit der ganzen Arbeit fertig ge-

wesen, so aber machte uns der Himmel einen dicken Strich durch die Rechnung. Mitten in der Erntezeit öffnete er nämlich seine Schleusen und goß sein in diesen Tagen so unerwünschtes Naß in Strömen über uns aus. Es regnete Tag für Tag und bald fing bei der warmen Witterung, die gerade herrschte, das Getreide an, auszuwachsen und zwar nicht nur in den Garben, sondern sogar bei der noch auf dem Felde stehenden Frucht. Dazu trat noch der Polela bei seinen flachen Ufern und den vielen Krümmungen an mehreren Punkten aus. Stellenweise mußten wir drei bis vier Fuß tief im Wasser waten und die liegenden Garben aufrichten, sodaß wenigstens die Mehren aus dem Wasser kamen. Bruder Blasius, unser Feldschaffner, machte da oft ein sehr besorgtes Gesicht und schaute oft zum Himmel auf, ob denn der endlose Regen noch nicht

Abkessfeld. Da kann man nicht in einem Jahre säen und ernten, pflanzen und die Frucht einheimsen; und auch da gibt es Mißwachs und Hagelschlag. Ueberschwemmung, Kälte und Sonnenbrand und sonstige Schäden. Andererseits warten aber auch des seeleneifrigen Missionärs die reinsten, schönsten Erntefreuden, die ihn reichlich entschädigen für alle vorausgegangenen Arbeiten und Opfer. Das weiß er, und darum läßt er sich keine Mühe und Beschwerde verdrießen.

Bloß eine Sorge hat er vielfach, daß er nämlich allein nicht länger imstande ist, allen Anforderungen zu genügen. Er braucht Gehilfen, Mitbrüder, die sich mit ihm in die Kiesenarbeit teilen; denn die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige. Desgleichen braucht er zur Bestreitung der materiellen Bedürfnisse verschiedene Laienbrüder, die durch



Mr. Plant, seit 25 Jahren engl. Schulinspektor, ist uns Trappisten sehr gewogen.

balb aufhöre. Beinahe die Hälfte der ersehnten Frucht ging uns infolge dieses Regenwetters verloren; es ist dies um so schlimmer, weil manche unserer kleineren, oder minder günstig gelegenen Stationen gerade auf Reichenau, als ihre natürliche Kornkammer angewiesen sind. Doch, wir wollen nicht klagen, sondern mit Dank das annehmen, was uns Gott in seiner liebenden Fürsorge gegeben hat. Auch blieb heuer Reichenau wenigstens vom Hagel verschont, während es früher häufig recht schlimm davon heimgesucht worden war.

Die Hauptsache bleibt dem Missionär natürlich immer die Bestellung seines geistigen Erntefeldes zur Gewinnung unsterblicher Seelen. Die Feldarbeit soll ihm nur die materiellen Mittel bieten zur Erhaltung und Förderung seines Missionswerkes; auch ist sie ihm eine willkommene Gelegenheit, die Schwarzen durch sein eigenes Beispiel zur Handarbeit anzuleiten, ohne welche das Befehrwert keinen festen Bestand hat. Die geistige Arbeit, die hier dem Missionär und all seinen Gehilfen entgegentritt, ist ungleich schwerer und langwieriger, als die auf dem gewöhnlichen

Arbeit, Gebet, Opfer und gutes Beispiel einen wesentlichen Anteil haben an den Erfolgen und Verdiensten des großen Missionswerkes. Am großen Gerichtstag wird es offenbar werden, wie viele unsterbliche Seelen auch mancher Laienbruder für den Himmel gewonnen.

O wie sehr würde es mich freuen, wenn durch diese Zeilen auch nur eine einzige Seele bewogen würde, sich unserm Missionswerk anzuschließen! Speziell denke ich dabei an Steiermark, mein liebes Heimatland, und an meine engere teure Heimat Steinthal. Sollte sich daselbst unter den vielen hochherzigen Jünglingen wirklich nicht einer finden, der der falschen Welt und ihren eitlen, täuschenden Freuden für immer Lebewohl sagen und sich im hl. Ordensstand der Rettung unsterblicher Seelen widmen will? Ich selber fand mich seinerzeit durch das Vergiftmeinnicht angeregt, nach Afrika, in die Mariannhiller Mission zu gehen, und es hat mich gottlob bis zur Stunde noch keinen Augenblick gereut. Ist keiner da, der mein Glück teilen will? —